

Leibliche Bewegung auf dem Grund der Zeit

Hermann SCHMITZ

Bewegung ist, physikalisch betrachtet, eine isomorphe Abbildung zwischen einer lineargeordneten Folge von Orten im Raum und einer ebenso geordneten Folge von Daten in der Zeit; die ordnende Beziehung ist im Raum die konstante oder wechselnde Richtung der Bahn, in der Zeit die Beziehung des Früheren zum Späteren. So versteht schon Aristoteles die Bewegung in seiner übrigens scharfsinnigen Topologie der Bewegungsphasen im 6. Buch seiner *Physik*. Bewegung, so gefasst, ist Ortswechsel. Das ist sie aber nicht immer. Wem plötzlich der Wind heftig ins Gesicht schlägt, der spürt unmissverständlich eine wuchtige Bewegung, die ihn trifft, so etwas wie eine Ohrfeige ohne schlagenden Arm. Dabei bewegt sich aber nichts merklich von einem Ort zu einem anderen; erst wenn der Wind als bewegte Luft aufgefasst wird, hat man so etwas wie den schlagenden Arm der Ohrfeige und die übliche Verdinglichung, die es gestattet, zwischen Ursache, Einwirkung und Effekt zu unterscheiden. Das ist aber nicht mehr als eine nützliche und bewährte Hilfskonstruktion, um heterogene Erfahrungen zusammenzufassen und berechenbar zu machen. Die Bewegung des Windes, ohne gedankliche Zusätze rein aufgefasst, hat nichts von Ortswechsel an sich. Wohl aber modifiziert sie die Zeit. Dem Windstoß entspricht der Schlag, den der Gestoßene empfängt. Stoß und Schlag zerreißen die Dauer und exponieren aus ihr so etwas wie eine Spitze der Zeit, die augenblickliche Gegenwart. Die Bewegung des Windes hat mehr mit der Zeit als mit dem Raum zu tun.

Auf die Zeit werden wir auch verwiesen, wenn wir nach einem Oberbegriff für die Bewegung suchen. Das ist der Prozess, der Vorgang, der Ablauf. Er hat dieselbe Struktur isomorpher Abbildung auf eine geordnete Folge zeitlicher Daten wie die Bewegung, nur dass die abgebildete lineare Ordnung nicht immer in einem Ortswechsel, sondern oft in einer geordneten Folge anderer Art besteht. Diese Struktur macht aber noch keinen Prozess. Eine Ordnung, ebenso eine Struktur aus zwei gleichförmigen Ordnungen, kann nämlich immer nach zwei Seiten abgelesen werden. Es läuft auf das Selbe hinaus, wenn 2 als Quadratwurzel von 4 und wenn 4 als quadratische Potenz von 2 angegeben wird. Dasselbe Verhältnis wird willkürlich in diese oder jene Beziehung zerlegt, ohne dass ein sachlicher Unterschied entsteht. Dagegen haben Prozesse eine einzige Richtung. Man denke an das kürzlich stattgefundenen furchterlichen Seebeben an der Küste Südasiens (Tsunami). Es macht doch einen gewaltigen sachlichen Unterschied, ob auf fröhlich spielende Urlauber vor prächtigen Hotelpalästen nebst geschäftigen Fischern usw. ein Haufen von Leichen und

Trümmern folgt oder ob sich in umgekehrter Reihenfolge an diese schaurige Szene ein fröhliches Treiben von Menschen anschließt, die sich sonderbarerweise immer nach hinten bewegen, ohne anzustoßen, und vom Satzende zum Satzanfang hin, umgekehrt wie wir, sprechen. Das eine ist die wirkliche Katastrophe, das andere ein wahrscheinlich nie realisiertes Mirakel.

Dass in die Ordnung eine Richtung kommt, wodurch sie zum Prozess wird, beruht auf dem Fluss der Zeit. Um deutlich zu machen, worum es sich dabei handelt, muss ich einige temporale Grundbegriffe einführen. Die Zeit der Physik, die für den vorhin skizzierten Bewegungsbegriff maßgeblich ist, ist eine reine Lagezeit, die in einer Anordnung von Gegebenem (z. B. von Ereignissen) durch die Beziehung des Früheren zum Späteren oder Gleichzeitigen besteht. Die Zeit, in der die Menschen leben und nach der sie sich richten, hat überdies modale Züge, d. h. Unterschiede von Sein und Nichtsein, an sich. Sie ist eine *modale Lagezeit*, in der sich die Anordnung von Ereignissen durch die reine Lagezeit mit einer Einteilung von Ereignissen und sonstigen Gegebenheiten in die drei (mindestens für Momentanereignisse elementefremden) Klassen der vergangenen, die nicht mehr sind, der gegenwärtigen, die sind, und der zukünftigen, die noch nicht sind, verbindet. Dieser modalen Lagezeit ist obendrein der Fluss der Zeit aufgeprägt. Er besteht darin, dass die Gesamtvergangenheit (die Masse alles Vergangenen als ein Ganzes) beständig wächst, die Gesamtzukunft (in entsprechendem Sinn) beständig schrumpft und die Gesamtgegenwart wechselt, indem sie sich sozusagen in die Zukunft hineinfrisst und dadurch jenes Wachsen und Schrumpfen bewirkt. Nur dieser Fluss der Zeit ergibt einen Grund dafür, die Anordnung der Stadien eines Prozesses, z. B. einer Bewegung im Raum, so aufzuspalten, dass sie vorzugsweise nach einer Richtung abgelesen werden muss und dadurch zum Prozess wird, während die bloße Anordnung – auch bei monotonen Funktionen, wie den so genannten irreversiblen Prozessen der Physik, z. B. dem Wachsen der thermodynamischen Entropie – keine solche Wahl nahe legt. Die Bedeutung des Flusses der Zeit geht aber noch weiter. Er ist nicht nur der Urprozess, der alle anderen Prozesse erst ermöglicht, sondern auch Voraussetzung für die Möglichkeit sinnvollen menschlichen Denkens. Diesem Denken sind komplexe Verhältnisse vorgegeben, im einfachsten Fall zweiseitige wie bei linearer Ordnung, oft auch vielseitige mit mehr als zwei Seiten. Kein Mensch kann diese Verhältnisse auf einen Schlag durchdenken, weil der menschliche Geist darauf angewiesen ist, diskursiv zu verfahren, d. h. vom einen zum anderen überzugehen. Dafür braucht er Zeit, den Fluss der Zeit, und das ist der einzige Schlüssel, den er besitzt, um in die Komplexität der Verhältnisse einzudringen und sie in Netze von Beziehungen zwischen je zwei Gliedern, Referens und Relat, zu zerlegen und aus solchen wieder zusammenzusetzen. Ohne den Fluss der Zeit hätte der Mensch nichts, was ihm eine Richtung vorgeben könnte, die er zum Aufspalten der Verhältnisse benötigt; denn in diesen selbst ist nichts

davon zu finden. Als Spaltprodukte von Verhältnissen erweisen sich die Beziehungen dadurch, dass sie notwendig umkehrbar sind, indem jede Beziehung von A zu B unvermeidlich die umgekehrte von B zu A nach sich zieht.

Die Wirklichkeit des Flusses der Zeit wird also nicht nur von allen Menschen erfahren, sondern sie ist auch für alle ihre geistigen Betätigungen unerlässlich, obwohl die Physik und mir ihr die von ihr angeleitete Naturwissenschaft in ihrer Theorie keinen Begriff davon hat und also auf vorthoretische Lebenserfahrung zurückgreifen muss, um Prozesswissenschaft werden zu können; aus keiner physikalischen Theorie ergibt sich ein Vorzug für das Jahr 2006, in dem ich gerade schreibe, vor allen anderen Jahren durch den allerdings nicht bleibenden Gewinn der Gegenwart, die in ihm enthalten ist. Dieser Wichtigkeit des Flusses steht aber seine enorme Paradoxie und Schwierigkeit für begreifendes Verständnis gegenüber. Die Zeit ist gemäß ihrem Fluss ein Prozess in der Zeit, da alle Prozesse in der Zeit stattfinden, mit der Gegenwart an der Spitze, die sich in die Zukunft gleichsam hineinfrisst und durch diese Ausbeutung der Zukunft die Vergangenheit verlängert. Wie bei jedem Prozess kann man nach seinem jeweiligen Stand fragen: Wann und wo kommt er an? Dafür gibt es zwei Typen der Antwort. Man kann den Stand des Flusses an der starren Skala einer reinen Lagezeit messen, z. B. der christlichen Zeitrechnung. Dann ergeben sich lauter tautologische Antworten: Am 1. Januar 1000 kommt der Fluss der Zeit am 1. Januar 1000 an, am 1. Januar 2000 am 1. Januar 2000 usw. Durch dieses Messverfahren bleibt man bei der reinen Lagezeit und gewinnt keine Ahnung von einem Prozess. Wenn man darauf verzichtet, kann man eine modalzeitliche Antwort geben, die den Vorzug hat, ein wirklich erlebtes Geschehen zu treffen: Der Fluss der Zeit kommt jetzt an; gerade jetzt vollzieht sich der Wechsel, wodurch etwas, das eben noch zukünftig war, in die Vergangenheit versinkt oder vorbei ist. Aber das bedeutet, dass die wechselnde Gegenwart an der Spitze des Flusses der Zeit bei sich selbst ankommt, denn jetzt ist die Gegenwart. Was bloß bei sich selbst ankommt, rückt aber nicht von der Stelle und macht keinen Prozess. Die wechselnde Gegenwart an der Spitze des Flusses der Zeit kann mit der, die jetzt ist, nicht einfach identisch sein, denn dann gäbe es keinen Fluss der Zeit, und sie kann auch nicht einfach davon verschieden sein, denn dann wäre sie nicht Gegenwart. Hier liegt eine Ambivalenz vor, eine Konkurrenz um Identität, die dem logischen Widerspruch gefährlich nahe kommt; ich habe versucht, ihm durch die Erweiterung der Logik um die Figur einer unendlichfach iterierten und dadurch unendlich schwachen Unentschiedenheit zu entkommen.¹

¹ Der Spielraum der Gegenwart, Bonn 1999, S. 89-97

Der Grund dieser Ambivalenz besteht in einem noch tieferen Prozess, der den Fluss der Zeit erst anstößt, indem er Identität zu Stande bringt. Die Denker, worunter ich hier ebenso den gemeinen Mann auf der Straße wie auch den Wissenschaftler, in erster Linie den Naturwissenschaftler, verstehe, sind so leichtsinnig, Identität und Verschiedenheit und darüber hinaus sogar die viel kompliziertere Einzelheit, d. h. die Eigenschaft, die Anzahl einer endlichen Menge um 1 zu vermehren, für selbstverständlich zu halten, z. B. in Gestalt der etwas naiven Auskünfte darüber, was in den ersten 3 Sekunden des Urknalls vor etwa 13 Milliarden Jahren geschehen ist, als ob es selbstverständlich sei, dass der Vorrat an Identität und Verschiedenheit für so viele Jahre und so frühe Sekunden ausreiche. Vielmehr beruhen Identität und Verschiedenheit auf einem Geschehen in der Zeit, vorausgesetzt, dass man das Wort „Zeit“ auch für eine ganz primitive Unterschicht in dem, was wir meistens so nennen, gelten lässt, nämlich für die bloße Dauer eines gleichsam pflanzenhaften Dahinlebens und Dahinwährens in Zuständen der Versunkenheit und des Dösens, aber auch in automatischer Routine; da gibt es statt Identität und Verschiedenheit nur ein Kontinuum sich vage überschiebender Fristen, wofür ich den Begriff der chaotischen, sogar konfusen Mannigfaltigkeit eingeführt habe. Um in diesen identitätslosen Weltstoff, der nur im Rückblick entwickelten Denkens zum einzelnen, angebbaren Zustand wird, Identität und Verschiedenheit hineinzutragen, bedarf es eines leiblichen Ereignisses, das Dauer zerreißt, so dass sie als abgeschiedene Gegenwart zurücksinkt und Gegenwart als eine Spitze oder Enge exponiert, die keinen Spielraum zum Ausweichen lässt, so dass sich etwas unverrückbar als dieses präsentiert, das dieses und nichts anderes ist. In solchen leiblichen Ereignissen des Zusammenfahrens oder Gestelltwerdens in Enge versiegt das Gleiten der Dauer, und dafür entsteht Identität oder besser Proto-Identität als die Eigenschaft, eindeutig dieses zu sein, allerdings noch nicht als reflexive Beziehung von etwas zu sich selbst, die nur nachträglich in diese ursprüngliche Identität hineingedeutet wird.

Hier ist Gelegenheit, auf das vorhin besprochene Beispiel des heftigen Windstoßes zurückzugehen; dabei kann es sich nämlich um ein solches Ereignis der Dauer zerreißenden Einbruches oder Andrangs des Neuen handeln, ebenso wie beim plötzlichen Auftreten eines heftigen Schmerzes, z. B. eines bohrenden, reißen oder stechenden, der, wie diese Beiworte zeigen, in sich eine Bewegung hat, die wie beim Wind ohne Ortswechsel ist. Das einfachste und deutlichste Beispiel ist aber der Schreck, bei dem sich spürbar alles zusammenzieht. In solcher maximalen leiblichen Engung, solange nicht das Bewusstsein schwindet, ist nicht nur Identität der Gegenwart mit Verschiedenheit von der zerrissenen, in Vergangenheit entgleitenden, abgeschiedenen Dauer vorhanden, sondern dieses plötzliche Betroffensein ist viel reicher, aber ohne jede Orientierung durch Bestimmtheit als etwas oder Subsumtion unter Gattungen. Im plötzlichen Betroffensein fällt Identität mit Subjektivität

zusammen, indem der Betroffene distanzlos und ohne Selbstbesinnung als er selbst in Anspruch genommen wird, und beide fallen zusammen mit Sein oder Wirklichkeit, die erst hier als solche aufdringlich wird; ohne die Möglichkeit, am plötzlichen Betroffensein Maß zu nehmen, hätten wir keine Gelegenheit, mit dem von Sein vertraut zu werden, da wir es, wie ich anderswo gezeigt habe², weder durch ein begriffliches Merkmal charakterisieren können, ohne schon mit ihm vertraut zu sein, noch es an einer einzelnen Sache ablesen können als etwas, das dazu gehört, dass sie sie selbst ist. Schließlich hat dieser Zustand eine räumliche und eine zeitliche Seite, als absoluter Ort und absoluter Augenblick. Mit „absolut“ meine ich, dass die Eindeutigkeit, hier und jetzt zu sein, nicht abhängt von einer Orientierung in einem System von Daten und Orten, die sich gegenseitig durch Lagen und Abstände bestimmen. Wer von plötzlichem Betroffensein gestellt ist (in dem Sinn, wie Jagdhunde Wild stellen), spürt sich in diesem Sinn absolut hier und jetzt. Die fünf genannten Momente – Hier, Jetzt, Sein, Dieses, Ich – verschmelzen dann zur Ununterscheidbarkeit, so dass sich die Fünzfzahl erst im Rückblick von der Entfaltung her abzeichnet. Dieses nach fünf Seiten entfaltbare Plötzliche bezeichne ich als die *primitive Gegenwart*.

Die primitive Gegenwart ist ein selten rein dargestellter, meist nur in Näherung vorschwebender Ausnahmezustand, zugleich aber unentbehrlicher Anker menschlicher Welt- und Selbsthabe. Ohne sie gäbe es keine Möglichkeit der Selbstzuschreibung, etwas für sich selbst zu halten, weil solche Identifizierung ein Relat verlangt, das schon bereitstehen muss als etwas, das man für sich selber hält. Wenn alles Selbstbewusstsein Identifizierung wäre, ergäbe sich damit eine unendliche Kette vorausgesetzten Selbstbewusstseins, ehe dieses auch nur einmal zu Stande kommen könnte. Daher muss jeder Selbstzuschreibung ein Selbstbewusstsein zu Grunde liegen, das keiner Identifizierung bedarf, weil Identität und Subjektivität zusammenfallen, und das ist nur in der primitiven Gegenwart zu finden. So wesentlich die primitive Gegenwart, oder wenigstens die Aussicht auf sie, als Stützpunkt des Orientiertseins demnach auch ist, so wenig kann sie das Leben füllen, wenn sie sich nicht entfaltet. Diese Entfaltung geschieht nach zwei Seiten. Eine davon ist die Entfaltung in leibliche Dynamik und leibliche Kommunikation, die dem Menschen mit den Tieren gemein ist. Der leiblichen Engung, deren Maximum in primitiver Gegenwart erreicht ist, entgegnet die in Weite zurückführende leibliche Weitung, und aus beiden bildet sich der vitale Antrieb, der durch seine Reizempfänglichkeit und Zuwendbarkeit zu empfangenen Reizen den Menschen wie das Tier zum Mitmachen befähigt. Wenn die Engung im heftigen Schreck aushakt, ist der Antrieb erstarrt und gelähmt; wenn die Weitung sich von

² ebd. S. 20-32, 35f.

Engung freimacht, wie beim Einschlafen oder Dösen in der Sonne usw., ist er erschlaft; daran zeigt sich, dass er nur in der Konkurrenz beider gegenläufiger Tendenzen möglich ist. Diese Konkurrenz wird schon im Spüren am eigenen Leib zum Dialog, z. B. im Verhältnis zum Schmerz, gegen den man sich sowohl engend sperrt (Ballen der Fäuste, Zusammenbeißen der Zähne) als auch durch Weitung im Wegdrängen und im ausbrechenden Schrei durchzusetzen sucht. Mit dem Schmerz muss man sich auseinandersetzen, weil er nicht nur eigener Zustand, sondern auch eindringender Widersacher ist; deswegen kann man in ihm nicht aufgehen wie in der nicht minder peinlichen Angst, wenn sie panisch wird. Ein solcher Dialog in der Dimension von Engung und Weitung geht in anderen Fällen weit über den spürbaren eigenen Leib hinaus, weil der vitale Antrieb diesen übergreift und durch Brückenqualitäten, die ebenso an ihm zu spüren wie an Begegnendem wahrzunehmen sind, dialogisch ebenso mit Belebtem wie mit Unbelebtem zusammenschließt. Dieser Zusammenschluss ist teilweise antagonistisch, teilweise solidarisch. *Antagonistische Einleibung* beruht auf starrer oder fluktuierender Verteilung der Dominanzrolle; fluktuierend ist sie z. B. beim Blickwechsel, starr z. B. bei drohender Näherung einer wuchtigen Masse, z. B. eines heranfliegenden Steines, an dem der Blick des Bedrohten wie gebannt hängt, so dass durch Übernahme der Bewegungssuggestion des Objekts durch den Blick in das motorische Körperschema die geschickte Ausweichbewegung gelingt, obwohl man den eigenen Körper dann gar nicht sieht. *Solidarisch*, nämlich ohne Verteilung der Dominanzrolle, ist die Einleibung z. B. bei gemeinsamem Singen, Musizieren, Rudern, Sägen, durch Rufen, Klatschen, Trommeln, durch Alarmschreie. Alle sozialen Kontakte beruhen auf antagonistischer oder solidarischer Einleibung.

Der andere Weg der Entfaltung primitiver Gegenwart ist der sonst von mir geradezu „Entfaltung der Gegenwart“ genannte, an dem nur die Menschen teilnehmen, wenn sie über die ersten Lebensmonate hinaus sind und sich normal entwickeln. Grundlegend ist dafür die Bereicherung der Identität zur Einzelheit. Einzeln ist, was die Anzahl einer endlichen Menge um 1 vermehrt. Mengen sind immer Mengen der ..., also Umfänge von Gattungen in ganz weitem Sinn, von denen ihre Elemente die Fälle sind. Gattungen und die Bestimmtheit als Fall durch sie werden erst zugänglich, wenn aus Situationen mit ganzheitlich-binnendiffuser Bedeutsamkeit, mit denen Tiere durch Rufe und Schreie umgehen, einzelne Bedeutungen, d. h. Sachverhalte, Programme und Probleme herausgeholt werden, die die Gattungen mit Inhalt füllen; dazu bedarf es der satzförmigen Rede, die den Menschen auszeichnet. Tiere und Säuglinge gehen schon sicher mit Identität und Verschiedenheit um, ohne die es keine antagonistische Einleibung und keine vor Verwechslungen geschützten routinierten oder instinktiven Handlungen gäbe; die Ergänzung der Identität durch Bestimmtheit als Fall von etwas macht Einzelheit möglich. Dadurch werden die anderen vier Seiten der primitiven Gegenwart zur Entfaltung befähigt. Der absolute Ort entfaltet sich zu einem in die

Weite ausgespannten System relativer Orte, die sich gegenseitig durch Lagen und Abstände bestimmen und sogar den absoluten Ort des spürbaren Leibes in ihr Netz einfangen. Der absolute Augenblick entfaltet sich zu einem System relativer, durch die Beziehung des Früheren zum Späteren oder Gleichzeitigen angeordneter Augenblicke, und so entsteht über der primitiven Gegenwart die modale Lagezeit, aus der die Physik eine reine Lagezeit abstrahiert. Das Sein ergänzt sich durch das Nichtsein, in das Identisches und Einzelnes projiziert werden kann, so dass Erinnerung, Erwartung, Phantasie, Planung und anderes möglich werden. In der Dimension der Subjektivität entsteht ein einzelnes Subjekt als Person, d. h. als Bewussthaber mit Fähigkeit zur Selbstzuschreibung, mit einer Domäne des Eigenen, nämlich persönlicher Situation und persönlicher Eigenwelt, gegenüber einer persönlichen Fremdenwelt. Die Summe dieser Entfaltungsweisen ergibt die Welt als Feld oder Rahmen für freie Streuung der Einzelheit in einem Ortsraum, d. h. einem die Weite überdeckenden System relativer Orte, in einer modalen Lagezeit, eine Welt mit Sein und Nichtsein, mit Eigenem und Fremdem. Personen leben als solche in der Welt, d. h. in entfalteter Gegenwart. Dieses Leben ist aber immer zugleich ein Leben in primitiver Gegenwart vor der Vereinzelung. Es ist ja nur möglich durch die Fähigkeit satzförmiger Rede, die aus der Bedeutsamkeit von Situationen einzelne Bedeutungen (nämlich Sachverhalte, Programme, Probleme) expliziert und dadurch Gattungen für die Ergänzung der Identität zur Einzelheit bereitstellt. Die satzförmige Rede ist aber stets Sprechen einer Sprache, d. h. sprechender Gehorsam gegen die zur gewünschten Darstellung von Sachverhalten, Programmen und Problemen der Sprache entnommenen Rezepte, d. h. Sätze. Diese Entnahme ist beim Könner genau so instinktiv treffsicher wie das Laufen und das Kauen, d. h. die passenden Sätze werden gefunden und kombiniert, ohne sie vor dem Sprechen als einzelne zu mustern und auszuwählen. Im Verhältnis zur Sprache lebt also der kompetente Sprecher in primitiver Gegenwart, wie im Verhältnis zum Besprochenen in entfalteter Gegenwart.

Dieses Doppelleben in entfalteter und in primitiver Gegenwart ist ebenso bezeichnend für die leibliche Bewegung der Person. Einen Ortsraum gibt es erst in entfalteter Gegenwart. Relative Orte bestimmen sich gegenseitig durch Lage- und Abstandsbeziehungen an ihnen befindlicher Gegenstände. Diese Beziehungen werden an umkehrbaren Verbindungsbahnen von Blickzielen abgelesen und können daher bequem umgekehrt werden, der Abstand sogar als symmetrische Beziehung. Er bedarf der leibfremden Fläche – am eigenen Leib, unabhängig vom Besehen und Betasten des eigenen Körpers, kann man keine Fläche spüren –, um das Netz der Verbindungsbahnen so zu stabilisieren, dass es nicht bei jedem Wechsel der Zuwendung neu geknüpft werden muss; der Eintrag in die Fläche als Unterlage sorgt für die Stabilisierung. Mit der Fläche entfremdet sich der Raum in gewisser Weise dem Leib, seiner Dynamik und Kommunikation, und diese Entfremdung überträgt sich auf den Ortsraum. Der leibliche

Raum, in dem sich leibliche Dynamik und leibliche Kommunikation frei entfalten können, ist statt dessen ein reiner Richtungsraum. Richtung ist mit Engung und Weitung zusammen eine Grundform leiblicher Dynamik und selbst eine Art von Weitung, aber keine, die antagonistisch mit Engung konkurriert oder sich von ihr löst, sondern eine Bahnung, die unumkehrbar aus der Enge in die Weite führt und beide vermittelt, eventuell sogar die Engung mitnimmt. Beispiele leiblicher Richtung sind der Blick, das Ausatmen, das Schlucken und die Bahnen des motorischen Körperschemas. Die menschliche Person verfügt über zwei Systeme der Orientierung am eigenen Leib und Körper: das perzeptive und das motorische Körperschema. Das perzeptive Körperschema ist das aus Erfahrungen des Sehens und Tastens gewonnene habituelle Vorstellungsbild vom eigenen Körper. Mit ihm findet man auch bei geschlossenen Augen bequem die Lage und Haltung der eigenen Körperteile. Es ist ortsräumlich organisiert, mit umkehrbaren Verbindungsbahnen, an denen Lagen und Abstände nach beiden Seiten abgelesen werden können. Nicht so das motorische Körperschema, das die unwillkürliche und willkürliche geführte, d. h. nicht chaotisch verwirrte, Eigenbewegung organisiert und steuert. Weil die Eigenbewegung meist den ganzen Körper in Anspruch nimmt, muss es im Gegensatz zum perzeptiven Körperschema selbst ganzheitlich sein, d. h. einen beharrlichen Lageplan zum koordinierten Einsatz aller beweglichen Körperteile enthalten: Die rechte Hand muss immer rechts, der Fuß immer weiter weg als die Hüfte und das Knie (selbst wenn er einmal höher gehalten wird) usw. sein. Dieser Lageplan setzt eine einheitliche Bezugsstelle voraus, von wo aus etwas näher oder ferner, mehr rechts oder links usw. ist. Während die Zielpunkte der Orientierung, die beweglichen Körperstellen, für den motorischen Einsatz prompt zu finden sind, ist das für den Quellpunkt, die Bezugsstelle als Zentrum, nicht oder nur durch Grübeln mit fragwürdigem Erfolg möglich. Daraus ergibt sich, dass das motorische Körperschema nicht durch Lagen und Abstände über umkehrbaren Verbindungsbahnen, sondern durch unumkehrbare Richtungen organisiert ist. Eine dieser Richtungen ist der Blick; deswegen kann das, was er auffängt, ohne Zwischenzeit prompt in das motorische Körperschema übernommen und zur abgestimmten Reaktion genützt werden, wie im angeführten Beispiel der geschickten Ausweichbewegung bei drohender Näherung einer wuchtigen Masse.

Alle flüssige Motorik ist richtungsräumlich durch Aneignung der Bewegungsbahn an das motorische Körperschema. Beim Erwerb einer motorischen Kompetenz, z. B. Schwimmen, Tanzen, Radfahren, Klavierspielen, Maschinenschreiben lässt sich fast immer eine Anlernphase, in der die Orientierung ortsräumlich durch Beachtung von Lagen und Abständen, z. B. der Arme, Beine und Füße, stattfindet, von einer Phase erlangter Meisterschaft oder Kompetenz unterscheiden; wenn die Schwelle überschritten wird, „sitzt“ die Bewegung im motorischen Körperschema, und Lagen und Abstände spielen höchstens noch eine Nebenrolle. Aber auch das Gegenteil kommt

vor, der Verlust flüssiger Motorik durch Rückkehr zur ortsräumlichen Orientierung. Heinrich v. Kleist beschreibt in seinem Aufsatz *Über das Marionettentheater* den Fall eines Jünglings mit ungewöhnlich graziösen Bewegungen, der im Bade zufällig die Haltung der antiken Bronzestatue des Dornausziehers annahm und seinen Freund darauf aufmerksam machte; dieser stellte sich aus erzieherischen Gründen, um der Eitelkeit vorzubeugen, verständnislos, worauf der Jüngling die Stellung bewusst nachzustellen suchte und zu Übungen vor dem Spiegel überging, in deren Verlauf er bald alle Anmut der Bewegung verlor. Kleist bringt den Fall nur als Beispiel für die Unterlegenheit des Bewusstseins vor, aber konkreter handelt es sich um die Selbstentfremdung der leiblichen Eigenbewegung durch ortsräumliche statt richtungsräumlicher Orientierung. Zur freien richtungsräumlichen Entfaltung gelangt das motorische Körperschema in der unwillkürlichen oder von einem Darstellungsimpuls getragenen Gebärde; andererseits fügt es sich zwanglos in die weitgehend ortsräumliche optische Orientierung ein, wenn für zielgerichtete Bewegungen eine Orientierung an Lagen und Abständen erforderlich ist.

Die unumkehrbaren Richtungen, die den leiblichen Richtungsraum gliedern, gehen aber nicht nur aus der Enge des Leibes hervor wie der Blick und das Ausatmen, sondern kommen auch auf den absoluten Leibesort zu, in Gestalt von Bewegungssuggestionen, d. h. Vorzeichnungen von Bewegung über das Ausmaß der wirklich ausgeführten Bewegung hinaus oder auch an ruhenden Gestalten. Alle Gebärden erhalten ihren Gebärdesinn durch solche Bewegungssuggestionen, z. B. das Zeigen mit dem Finger auf Nahestehende, das als unschicklich gilt und peinlich wirkt – besonders, wenn so Zeigende allseits herumstehen –, weil die harmlose kleine Bewegung durch die ihr aufgeladene Bewegungssuggestion den Gezeigten gewissermaßen aufspießt. Wenn der Finger diesen berührte, wäre der Effekt verschwunden, weil kein Raum für die suggerierte Fortführung der Bewegung mehr wäre. Lärm kann dieselbe Bewegungssuggestion besitzen und heißt deswegen „stechender“ Lärm. Die Musik ist das eigentliche Königreich der Bewegungssuggestionen, die sich z. B. in der spontan solidarische Einleibung stiftenden Wirkung des Gesangs oder in der Inspiration von Bewegung durch Tanzmusik erweisen. Diese spontane Verleiblichung gelingt so glatt, weil Bewegungssuggestionen Brückenqualitäten sind, die ebenso an Gestalten wahrgenommen wie am eigenen Leib gespürt werden. Rhythmus ist z. B. die einer Sukzession als solcher, unabhängig von der Qualität des Sukzedierenden, eingeprägte Bewegungssuggestion, besonders im Schall. Daher werden Gedichte, die dem Hörer oder Leser gleichsam unter die Haut gehen sollen, eher in Versen als in der rhythmisch schwächeren Prosa verfasst; die Bewegungssuggestion als Brückenqualität sorgt für den Transport. Auch den ruhenden Gestalten sind Bewegungssuggestionen eingeprägt; ich habe ein Verfahren entwickelt, das es gestattet, typischen Raum- und Körperformen

Bewegungssuggestionen und diesen Typen leiblicher Dynamik zuzuordnen.³ Was ins Auge fällt, sind weniger Sinnesqualitäten der seit Jahrtausenden in Physiologie und Psychologie studierten Art, also Farben, Töne und Gerüche, Figuren und Größen usw., als vielmehr Bewegungssuggestionen, die z. B. an der Haltung, der Bewegungsweise, der Blickweise, den Gesichtszügen eines Gesprächspartners abgelesen werden. Weil dafür die Differenzierungsfähigkeit und die Worte fehlen, fällt die Beschreibung oft beschämend dürftig aus, wenn die Polizei einen Zeugen, der gerade mit einem Verbrecher zu tun hatte, nach steckbrieffähigen Merkmalen fragt, aber daraus darf man nicht schließen, der Zeuge habe nicht richtig hingesehen; er hat nur anderes gesehen, worauf er sich sogar sensibel einstellt, ohne es verbalisieren zu können: Er hat den Anderen am eigenen Leib gespürt. Das sind Bewegungssuggestionen und synästhetische Charaktere; solche Charaktere sind eine andere, hier nicht zur Erörterung anstehende Klasse leibnaher Brückenqualitäten. Die Gestaltqualitäten, die Christian v. Ehrenfels als das integrierende Merkmal ganzheitlicher Gestalten wie der Melodien auszeichnete, dürften im Wesentlichen Bewegungssuggestionen und synästhetische Charaktere sein.

Der leibliche Raum unterhalb des Ortsraumes, in dem sich leibliche Dynamik und leibliche Kommunikation sowohl im präpersonalen Leben als auch in der flüssigen Motorik der Personen entfalten, ist erfüllt von einem Konzert unumkehrbarer Richtungen, die teils aus der Enge des eigenen Leibes in die Weite hervorgehen, teils als Bewegungssuggestionen einstrahlen, die von ruhenden oder in Bewegung befindlichen Gestalten oder von Bewegungen, denen sie aufgeladen sind, ausgehen. Die Richtungen des Schalls sind von dieser Art. Wie die eigenen leiblichen Richtungen unter Führung durch den Blick mit diesen entgegenkommenden kooperieren, habe ich schon kurz am Beispiel des geschickten Ausweichens vor einer in drohender Näherung befindlichen wichtigen Masse angedeutet. Ein anderes Beispiel ist der glatte Verkehr auf den dicht bevölkerten Gehwegen großer Städte. Er verläuft nur deswegen weitgehend reibungslos, weil die Passanten mit flüchtigen, achtlosen Blicken, während ihre Gedanken auf ihre Wegziele gerichtet sind, an den Bewegungssuggestionen der Bewegungen entgegenkommender Passanten, sowohl des nächsten als auch der daneben und dahinter auftauchenden, ablesen, auf welche Bewegungen sie sich gefasst zu machen haben, und ihr motorisches Verhalten darauf einstellen. Eine noch größere Virtuosität im Umgang mit Bewegungssuggestionen begegnender Gestalten muss der Autofahrer entwickeln, weil er wichtigere und geschwindere Massen zu bewegen hat als der Fußgänger. Der Normalfall des Sehens ist dieser optisch-motorische, nicht das

³ System der Philosophie Band II Teil 2 S. 44-69, mit Anwendung auf architektonische und ornamentale Formen S. 149-247; Die Liebe, S. 140-146; Situationen und Konstellationen, S. 172-176

ruhige Zusehen. Zu den bisher betrachteten, sämtlich von Sendern ausgehenden Richtungen kommen im leiblichen Raum die abgründigen, die ohne bestimmbare Quelle aus der Weite hervor den Leib treffen. Ein Muster solcher abgründigen Richtungen ist die reißende Schwere, die den Menschen, der ausgleitet und entweder schon abstürzt oder sich gerade noch fängt, befällt und mit sich zieht. Es handelt sich um den Überfall durch eine sozusagen anonyme ergreifende Macht, die bloß am eigenen Leibe gespürt wird, wie der Schmerz als eindringender Widersacher, aber nicht wie dieser auch als eigener leiblicher Zustand. Abgründig in diesem Sinn sind auch die Richtungen der Gefühle, die nicht, wie die Menschen seit Demokrit und Platon glauben, private Seelenzustände sind, sondern flächenlos räumliche Atmosphären, die den Betroffenen leiblich spürbar ergreifen, indem sie ihm durch Bewegungssuggestionen spontan ein kompliziertes, charakteristisches Ausdrucks- und Gebärdeverhalten eingeben; die betroffene Person reagiert auf diese Ergriffenheit mit Preisgabe und/oder Widerstand. Gefühle als Atmosphären können sich durch Bewegungssuggestionen und synästhetische Charaktere allen Gestalten, auch Stimmen, Blicken und Bewegungen, so anlagern, dass sie mit diesen leibnahen Brückenqualitäten auf den wahrnehmenden Leib übergreifen und so den Menschen ergreifen. Auf diese Weise wirkt z. B. vom Gefühlston her eine Wohnung, die wir betreten, oder ein Fremder, der ins Zimmer kommt, sogleich einladend und behaglich oder unheimlich oder eisig oder von sympathischer Wärme.

Unter allen Bewegungen haben die leiblichen den Vorzug, sich über den vitalen Antrieb an die primitive Gegenwart anzuschließen, die in der dargelegten Weise die Quelle der modalen Lagezeit und damit Voraussetzung aller Prozesse und also auch aller Bewegungen ist. Das Geschehen der primitiven Gegenwart, d. h. das Zerreißen der Dauer, die in Vergangenheit sinkt, mit Exposition der Gegenwart unter dem Druck des in sie eintretenden Neuen kann als reine *Modalzeit* bezeichnet werden, weil der modale Gegensatz von Sein und Nichtmehrsein hier rein, also ohne Einmischung der Früher-Später-Beziehung, dargeboten ist. Über dem Einbruch der primitiven Gegenwart schließt sich wie über einer Wunde die Dauer wieder zusammen, und das Leben geht weiter, indem der in der Enge des Plötzlichen gleichsam gestaute vitale Antrieb wieder zum beweglichen Spiel des Antagonismus von Engung und Weitung findet. Das Verhältnis des Plötzlichen zur Dauer in der reinen Modalzeit ist gewissermaßen auch ein Verhältnis zwischen Engung und Weitung, so dass die eine Struktur sich in der anderen analog fortsetzt. Das Zurücktauchen des Plötzlichen in sich wieder herstellende Dauer ist ein bloß widerfahrendes, erlittenes Geschehen; die zeitliche Dauer bietet keinen Spielraum aktiver Gestaltung an. Anders verhält es sich mit dem Ausweg aus der primitiven Gegenwart nach ihrer räumlichen Seite; da hat sie die Weite als Feld aktiver Entfaltung vor sich, im Sinn meiner Definition: „Aktivität liegt vor, wenn die Zuwendung des vitalen Antriebs zu einem Reiz oder Thema dem eigenen Streben

gemäß ist.“⁴ Dieses aktive Hervorgehen aus primitiver Gegenwart ist leibliche Eigenbewegung; sie wartet nicht auf das Plötzliche, gleicht aber die in der Engung enthaltene Neigung zur plötzlichen Enge durch den gleitenden Schwung aus, der der unzerrissenen, gleitenden Dauer nahe steht. Ebenso wie das Gleiten gehört aber der Bruch, die Pause, die Hemmung zum Vermögen leiblicher Eigenbewegung, und dadurch wendet sie sich dem Plötzlichen zu. Beides in einer willkürlich gestaltbaren, den Leib und den Körper ganzheitlich umfassenden Gebärde zweckfrei darzubieten, ist die Aufgabe und Leistung des Tanzes. Er verkörpert damit den grundlegenden Antagonismus, der die Zeit und den Leib durchzieht und die Welt als entfaltete Gegenwart möglich macht.

⁴ Neue Grundlagen der Erkenntnistheorie S. 212